



Lemke:

Mein fabulöser Jazz-Alltag

Folge 4: Was eigentlich gut wäre

Von Kathrin Lemke. Neulich war ich bei einem Saxofon-Kollegen zu Besuch. Korrekterweise müsste es »Saxofonisten-Kollege« heißen, denn weder er noch ich sind selber Saxofone, aber der Leser weiß ja, was gemeint ist. In der Küche des S-Kollegen hängt ein Kalender. So ein Kalender, wo man für jeden Tag etwas eintragen kann, und er hat dort verschiedene Symbole, Striche und Kreise und Haken hingemalt.

Wie schon einmal erwähnt, erschließen sich mir derlei Zusammenhänge, wie man sie in IQ-Tests findet, nur bedingt. Hier ist die Lösung, nachdem er sie mir genannt hat, verhältnismäßig einfach: Jedes Symbol kommt pro Woche dreimal vor, wobei die Anordnung willkürlich ist: dreimal pro Woche keinen Alkohol trinken, dreimal pro Woche kein Fleisch essen und dreimal pro Woche Sport machen. Ein brillantes Konzept: genau dokumentiert, dabei noch spontan und nur bedingt hedonistisch. Immerhin: Pro Woche noch viermal voll im Sessel hängen, viermal Bratenfrühstück, mittags Roulade und abends Fleischteller beim Griechen, wozu dann, falls gewünscht, ein Ouzo zum Verdauen nach den Bieren davor getrunken werden kann – der Rest vom Abend ist dann immer noch offen.

Bei meinem Freund in Kreuzberg ist es anders. Da läuft die Einteilung nicht in ganzen Tagen; sondern nach Uhrzeit. Neun Uhr abends ist bei ihm der Wendepunkt. Wenn ich dort zu Besuch bin, scheint bis acht Uhr alles ganz normal zu sein. Nach und nach erhöht sich die Frequenz des Auf-die-Uhr-Guckens. Halb 9, zwanzig vor neun, zehn vor, fünf vor – und dann zack! An den Kühlschrank und Bier raus. Und auch dann herrscht noch Disziplin, da die Intervalle zwischen leere Flasche weg und volle wieder hin so klein wie möglich gehalten werden.

Womit wir auch schon wieder beim Jazz wären. (Nein, nicht wegen der Intervalle.) Wenn Jazzmusiker nicht gerade whiskey-durchflutet von der Zigarette ohne was drin zur Zigarette mit was drin und wieder zurück wechseln, von allem anderen ganz zu schweigen, sind sie eigentlich sehr disziplinierte Zeitgenossen. Die Tage werden von stundenlangen Übe-Exerzitien geprägt. Minutiös wird an verschiedensten klanglichen Nuancen gefeilt, an der rhythmischen Genauigkeit, an harmonischen Strukturen. Idealerweise folgen dann ein paar Stunden, die man mit Telefonaten verbringt: Hier den Veranstalter anrufen, der nur von 12.55 bis 13 Uhr erreichbar ist, da eine Probe bestätigen und außerdem einem anderen Veranstalter Bescheid geben, dass man alle Infos schon zweimal gemailt hat (»Ja, ich *bin* mir sicher!«). Danach setzt man sich selbstverständlich sofort hin und bereitet den Unterricht vor. »Der kleine Kunibert hat eine Fis-Schwäche – da schreib ich ihm doch rasch eine Etüde!« Die restliche Gestaltung des Tages ist klar: Es wird unterrichtet, geprobt, komponiert und zum Gig gefahren. Außerdem eingekauft, geputzt, gekocht und Sport getrieben.

Und ich sage es frank und frei: Es wäre kompletter Irrsinn, wenn man das nicht alles in einen Kalender eintragen würde. Eben nicht nur die fleisch- und alkoholfreien Tage, sondern alles. Denn was hätte man sonst davon? So kann man, wenn mal jemand fragt, sagen: »Ich habe im vergangenen Monat siebenmal geprobt, elfmal Sport getrieben und dafür nur an 16 Tagen geraucht – und da im Schnitt drei Zigaretten.« Da steht man gleich ganz anders da. Manchmal frage ich mich, ob Charlie Parker auch so einen Kalender hatte. Den würde ich ja gerne mal sehen.